

(Nachdruck verboten.)

231

Pelle der Eroberer.

Von M. Andersen Regö. Uebersetzt von Mathilde Mann.

Ellen trug ihm das Abendbrot auf, das sie im Ofen warmgehalten hatte. Von Zeit zu Zeit sah sie ihn verwundert an; da war heute etwas an ihm, was sie nicht begriff. Er war überhaupt ein wenig sonderbar geworden in seiner Beurteilung der Dinge dadrinnen im Gefängnis, und darüber konnte man sich ja nicht wundern. Sie kam hin und strich ihm über das Haar.

„Du sollst leben, Du selbst wirst auch noch ganz zufrieden damit werden,“ sagte sie. „Welch Glück für uns, daß er seine Geschichte nicht selbst beaufsichtigen mag!“

„Er gibt sich ja mit Politik ab,“ entgegnete Pelle zerstreut. „Vorläufig legt er es wohl darauf an, mit Hilfe der Arbeiterstimmen in die Bürgervertretung hineinzukommen.“

„Dann ist es wirklich sehr gut von ihm, Dich anzunehmen,“ sagte Ellen lebhaft. „Du bist doch mit den Sachen vertraut und kannst ihm helfen! Wenn wir sparsam sind, können wir vielleicht einmal so viel erübrigen, daß wir ihm das Geschäft abkaufen können.“

Sie sah so glücklich aus und bemühte sich, ihn zu verhätscheln, bald auf diese, bald auf jene Weise. Die Freude machte sie noch schöner, und wenn er sie so sah, war es ihm unmöglich, irgend etwas zu bereuen. Sie hatte ihm alles geopfert, und es gab keinen Weg um sie herum. Er mußte sie sich einmal in vollem Glück hingeben sehen! Möchte es kosten, was es wolle, ihr schuldete er doch alles. Wie schön war sie in ihrer Unberührtheit. Noch hatte sie eine Neigung, sich schwarz zu kleiden, und mit dem dunklen Haar, das das bleiche Gesicht umrahmte, gleich sie einer von diesen Schwestern, die viel durchgemacht haben und alles aus Barmherzigkeit tun.

Es fiel ihm auf, daß er sie nie so recht hatte aufpassen hören, sie lächelte immer nur. Das Stärkste hatte er noch nicht in ihr ausgelöst; er hatte es nicht vermocht, sie glücklich zu machen. Darum hatte sie Bett und Tisch mit ihm geteilt und dennoch das Schönste für sich zu behalten, wie eine trotzig Jungfrau. Aber jetzt färbten sich ihre Wangen in glücklicher Erwartung, und ihre Augen ruhten in Spannung auf ihm. Er war nicht mehr der graue Alttag für sie; er war das Märchen, das überrumpeln konnte, wenn die Not am größten war. Und die Veränderung konnte er nicht leicht zu teuer erkaufen. Frauen waren nun einmal nicht zu Unglück und Einsamkeit geboren; sie waren Blumen, die sich erst ganz erschlossen, wenn das Glück sie küßte. Ellen sollte die Verantwortung auf ihn wälzen dürfen.

Am nächsten Tage kleidete er sich sehr fein an, um hinzugehen und endgültig mit dem Fabrikanten abzuschließen. Ellen war ihm behilflich, seinen Kragen im Nacken zuzuknöpfen und ihn abzubürsten; währenddessen plauderte sie über die Zukunft, es klang wie sorgloses Vogelgezwitscher. „Was machen wir nun aber? Wir müssen ja leben, daß wir die Wohnung loswerden und in das andere Ende der Stadt ziehen,“ sagte sie, „sonst hast Du weit zu gehen.“

„Ich hab' ganz vergessen, Dir zu erzählen, daß wir da draußen wohnen sollen. Er hat drei Aufgänge mit Einzimmernwohnungen, für die sollen wir Wize sein. Er selbst kann nicht recht mit den Bewohnern fertig werden.“

Pelle hatte das nicht vergessen, konnte es aber nicht überwinden, ihr zu erzählen, daß er Hoshund sein sollte.

Ellen sah ihn versteinert an. „Gehört das mit zu der Stellung?“ fragte sie und rang nach Atem.

Pelle nickte.

Blötzlich sprang sie auf ihn ein. „Du tuft es nicht!“ schrie sie und packte ihn beim Arm. „hörst Du, Pelle, Du tuft es nicht!“ Sie war ganz außer sich und starrte ihn stehend an. „Ich begreife Dich gar nicht.“

Er sah sie verwirrt an und murmelte etwas zu seiner Verteidigung.

„Stehst Du denn nicht, daß er Dich nur ausnützen will?“ fuhr sie heftig fort. „Das ist ein Judasposten, den er Dir

angeboten hat, aber wir wollen unser Brot nicht verdienen, indem wir arme Leute auf die Straße schmeißen. Ich hab' es mir selbst versucht, meine Sabseligkeiten im Kinnstein treiben zu sehen. Ach, wenn Du Dich um darauf eingelassen hättest!“ Sie starrte schauernd vor sich hin.

„Ich begreife auch wirklich nicht, wo Du Deinen Verstand gehabt hast; Du, der sonst so vernünftig bist,“ sagte sie, als sie wieder ruhig geworden war, und sah ihn vorwurfsvoll an. Aber dann auf einmal verstand sie das Ganze und brach zusammen.

„Ach, Pelle, Pelle!“ schluchzte sie und verbarg ihr Antlitz.

8.

Pelle las nicht mehr und ging auch nicht mehr in die Bibliothek; er hatte genug zu tun, um die Sache im Gange zu halten. Jetzt konnte auch keine Rede mehr davon sein, eine Stellung zu suchen; der Winter stand vor der Tür, das Heer der Arbeitslosen wuchs mit jedem Tage. Er hielt sich zu Hause, arbeitete, wenn er Arbeit hatte, und gab sonst, wenn Ellen wusch, acht auf die Kinder. Mit Lasse Fredrik redete er wie mit einem Kameraden; aber es war auch ergötzlich, sich mit den Kleinen abzugeben. Sie waren dankbar dafür, und er entdeckte, daß er hier viel zugute hatte. Ewund Trost liebte er jetzt sehr; es quälte ihn nur, daß der Junge noch nicht sprechen konnte. Seine Stummheit war beständig wie eine stille Anklage.

„Warum holst Du Dir keine Bücher mehr?“ konnte Ellen fragen, wenn sie aus dem Waschkeller heraufkam, um sich nach ihnen umzusehen, mit bloßen Armen und feinen Tropfen im Haar von dem Dampf da unten. „Du hast ja jetzt Zeit dazu!“

Nein, was sollte er mit den Büchern? Sie erweiterten vielleicht seinen Horizont ein wenig; aber das, was dahinter lag, wurde wieder um so viele Male größer, er selbst wurde nur kleiner vom Lesen. Einen beruhigenden Ueberblick zu gewinnen, war ihm auf alle Fälle nicht möglich; die Welt ging ihren eigenen schiefen Gang aller Weisheit zuwider. Es war ein saures Glück, Weisheit über Dinge einzusammeln, denen man nicht abhelfen konnte; arme Leute sollten am liebsten abgestumpft sein.

Er und Morten hatten eben der alten Frau Johnsen das Geleite zum Grabe gegeben; es war ihr nicht mehr vergönnt gewesen, Jütland wiederzusehen! Aus einem arbeitsvollen Leben waren nicht 10 Kronen Ueberfluß geblieben zu einer Fahrkarte in die Heimat, und die Züge gingen tagaus, tagein mit Hunderten von leeren Plätzen. Mit eisiger Pünktlichkeit wirbelten sie auf dem Glodenschlag dahin, von Station zu Station, Gott weiß, mit wieviel tausend leeren Plätzen die Züge nach Jütland gelaufen waren während der Jahre, die die Alte da saß und sich vor Heimweh grämte? Und wäre sie nach dem Bahnhof gehumpelt und in den Zug gestiegen, so würden pünktliche Hände sie schonungslos auf der ersten Station herausgeschleht haben. Was ging Jütland sie an? Freilich, sie hatte Heimweh, aber sie hatte ja kein Geld!

War das Bosheit oder herzlose Gleichgültigkeit? Einen teuflischeren Sport konnte man sich auf alle Fälle nicht erfinden, als dies Fahren mit leeren Plätzen. Sie machten die Fahrt so grauenvoll lebend, als sei der Teufel selbst vorgespannt und schlepe sie keuchend vor Uebermut durch das Land dahin, wohin sich die Leute sehnten! Es mußte entsetzlich sein, Schaffner zu sein und die Namen der Stationen nach diesen Plätzen für die verhängnisvoll Zurückbleibenden hineinzurufen!

Und hier ging Schwester Bleich und dünn in der Stube herum! Da war keine rechte Kraft in ihrem blonden Haar, und wenn sie eifrig wurde, pfiß es in ihrer Luströhre mit diesem qualvollen Laut, der so gut wie ungeräuschbar von den Kindern des Armenviertels ist. Das war die verdorbene Luft der Hinterhöfe, die jetzt beständig mitredete, verstimmend wie fast alles, was eine Erkenntnis ihm zuführte. Ihr fehlte nur Sonne, und den ganzen Sommer hatte sie in übermäßiger Freigebigkeit ihr Licht und ihre Wärme verschwendet; nur daß sie über die Köpfe der armen Leute hinwegging, wie so vieles andere. Es war ein ungewöhnliches Erdbeerjahr ge-

wesen; aber die großen Gärtner hatten sich dahin geeinigt, die Hälfte der Früchte sitzen und an den Pflanzen verfaulen zu lassen, um die Preise in der Höhe zu erhalten und das Geld für das Pflücken zu sparen. Und hier gingen die Kinder und hungernden nach Obst, verschmachtet, weil sie keinen Teil daran hatten! Warum? Ja, eine menschliche Antwort gab es nicht.

Und wieder — überall dasselbe! Jedesmal, wenn sein Gedanke auf irgend eine Gesellschaftseinrichtung stieß, offenbarte sich dasselbe Trübselige; ein ungeheures, rollendes Material, das nur auf einige wenige berechnet war und im wesentlichen leer dahinflie. Aber von den leeren Plätzen starteten anklagende Augen einen an, krank, und traurig vor Hunger und Sehnsucht nach getäuschter Hoffnung. Hatte man sie erst einmal gesehen, so konnte man den Blick vor ihnen nicht wieder schließen.

Zuweilen überschlug sich seine Phantasie und ertappte sich dabei, daß er da sah und baute: Reiche, in denen man die Eisenbahn je nach Bedarf und nicht nach dem Geldbeutel benutzte, in denen alle die die Speisen verzehrten, die hungrig waren, und die einzigen Armen die waren, die anderen nichts gönnten. Aber er bremste sogleich hart, das war zu unsinnig! Eine Stimme aus dem Unsichtbaren hatte ihn und die Seinen in den Tag hinausgerufen, und dann geschah da nichts! Es war nur, um sie zu foppen.

(Fortsetzung folgt.)

Fräulein frydenfant.

Von Karin Michaëlis.

(Schluß.)

Wer die andern Zehntel erben soll, läßt sich ungefähr ausrechnen. Wenn man nur fleißig in den Fensterspiegel guckt und seine Ohren aufpascht, dann kann es einem nicht verborgen bleiben.

Es sind immer zehn Familien, die die Frydenfant und ihr Pompadour mit ihrem Besuch beglücken.

Aber diese Familien sind nicht immer dieselben. Es geht das Gerücht, daß Fräulein Frydenfant mehrfach mir nichts dir nichts ihr Dokument zurückverlangt hat: „Da ich beabsichtige, noch einiges an meinem letzten Willen zu ändern!“

Und dann niht es ja nichts, daß man seine Papiere in Ordnung hat. Ein noch lebender Testator kann seinen letzten Willen ändern, so oft er niht.

Und das — so erzählt das Gerücht, mochte es nun wahr sprechen oder nicht — ist bei dem Oberst und bei dem Bürgermeister geschehen. Auch den Grund kennt die allwissende Fama.

Bei dem Oberst kam bei einem von Fräulein Frydenfants Besuchen kein geringerer Gegenstand als die silberne Bonboniere abhanden, die die Frau Oberst von Seiner Königlichen Hoheit dem Prinzen K. erhalten, der seiner Wehrpflicht in der Stadt genügt hatte. Die Dose war unerseßlich — auch im Hinblick auf das Dokument. Sie hatte ihren Platz auf dem Salontisch, so daß sie allen Besuchern in die Augen fallen mußte, wenn die Unterhaltung stockte; dann fand der Herr oder die Frau Oberst stets Gelegenheit, leicht hinzutwerfen: „Sie sehen sich die silberne Dose dort an! Das ist ein Geschenk Seiner Königlichen Hoheit an unser Haus! Wir haben ja auch so viele schöne Stunden zusammen verbracht! Seine Königliche Hoheit war wirklich ein prächtiger Mensch! Er hat sich in unserm Hause sehr wohl gefühlt. Denken Sie sich, der Prinz kam sehr häufig unangemeldet! Und dann spielten wir Whist mit ihm.“

Nein, diese Dose wollte man denn doch nicht missen.

Der Oberst sprach von der Polizei. Aber die Frau Oberst sagte Nein. Sie hatte einen Sohn, der die Schwäche hatte, sehr viel Geld auszugeben; und Fräulein Frydenfants Zehntel sollte ihm nicht entgehen. Da wurde der Oberst böse und fluchte und witterte nicht schlecht. Das Ende vom Biede war, daß die Frau Oberst ihren Hut aufsetzte, ihre Mantille anzog und sich auf den Weg machte, um im Guten oder Bösen die silberne Hoheit zurückzuholen.

Die Frydenfant wohnte vor der Stadt in einer alten ruhigen Villa, wo sie von zwei alten Leuten die beiden Dachstüben abgemietet hatte. Sie empfing niemanden. Keine Menschenseele konnte sich rühmen, sie je besucht zu haben. „Wenn man in meinem Alter ist, Kleine, dann kann man nicht mehr Ordnung schaffen und aufräumen, dann wächst einem das Ganze über den Kopf.“ Damit pflegte Fräulein Frydenfant alle Besucher abzuwehren.

Die Frau Oberst klopfte an die Tür. Niemand antwortete: Herein! Da drückte sie die Klinke nieder, und die Tür sprang auf! Fräulein Frydenfant hatte vergessen, sie zuzuschließen.

Fräulein Frydenfant wurde ein wenig blaß, doch dann raffte sie sich auf, zeigte ihr herzzgewinnendes, holdseliges Lächeln, führte den Besuch hinein und placierte ihn auf einen der blanken Mahagoniestühle, die mit ihren steifen Kretonbezügen recht freundlich ausseh.

Die Frau Oberst hatte sich alles genau zurechtgelegt. Flüsternd berichtete sie von dem schrecklichen Bech: auf der Strafe habe sie plötzlich gemerkt, daß ihr etwas hinuntergleite, und man denke, es sei ihr wollener Unterrock! Der Knopf müsse abgerissen sein . . .

Geächzand holte Fräulein Frydenfant von der Konsole den Nähkasten mit Zubehör. Der Pompadour lag auf dem Tisch, sie war offenbar gerade nach Hause gekommen. Die silberne Dose mußte noch darin sein. Und das Fräulein konnte ihn ja nicht wegnehmen, ohne Verdacht zu erregen.

Da hatte die Frau Oberst einen Einfall, wie sie ihn so oft in den Romanen gefunden hatte, die zwischen den Honoratioren der Stadt zirkulierten: ein Buch in der Woche oder vier im Monat; so entwickelte man seinen Geist und unterstützte die Poesie. Die Frau Oberst gab vor, es sei ihr schlecht. Fräulein Frydenfant wurde ganz alteriert, sie lief hinaus, um Wasser zu holen . . . und währenddessen stahl die Frau Oberst, hochrot vor Scham, ihre eigene königliche Dose aus dem Pompadour des Fräuleins.

Soweit war alles in Ordnung. Aber nach zwei Tagen kam die Frydenfant wieder auf Besuch zur Frau Oberst — diesmal ohne Pompadour. Sie lächelte so holdselig wie immer, und doch merkten der Oberst und seine Frau an der Art, wie die alte Dame sagte, man möchte ihr doch das Dokument noch einmal leihen, weil ein paar kleine Änderungen darin vorzunehmen seien, daß der Familie das eine Zehntel für ewig verloren gegangen war.

Es half nichts, daß man allerhand silberne Gegenstände ganz offen hinstellte und dem Fräulein reichlich Gelegenheit bot, sie zu maußen, ja es half nicht einmal, daß die Frau Oberst ihre allerfeinste Kristallkaraffe aufs Fensterbrett im Flur stellte, damit die alte Dame auf den ungewöhnlich großen und schöngegliffenen Stöpsel aufmerksam werden sollte.

Mit dieser Familie war Fräulein Frydenfant ein für allemal fertig. Falls das Gerücht die Wahrheit sprach.

Noch peinlicher war die Episode beim Bürgermeister.

Und da handelte es sich doch um einen bei weitem nicht so vornehmen Gegenstand, eine an sich ganz unbedeutende und ziemlich wertlose Sache, nämlich eine silberne Kassel. Aber diese Kassel war schon seit uralter Zeit im Besitz der seligen Vorfahren des Bürgermeisters gewesen. Sie hatte über den Wiegen der Großeltern und Urgroßeltern geraffelt und geklungen und war jetzt so verbeult und zerbiten, daß es ein rechtes Wunder war, daß Fräulein Frydenfant es überhaupt für der Mühe wert hielt, sie zu stehlen.

Möglichlicherweise kam das jedoch daher, weil bei Bürgermeisters alle Wertgegenstände hinter Schloß und Riegel lagen. In diesem Hause herrschte Ordnung, und da gab es keine Kippfächer. Man hatte weder Hundezüchtereien auf den Etagern, noch Silberläden auf den Sekretärklappen. Dagegen hatte man bei Bürgermeisters die zierlichste Sammlung von altem Familienkristall. Große wunderschöne Karaffen mit Stöpseln, deren Facetten prachtvoll funkelten und wie die Kronjuwelen im Tower ehrlichen und diebischen Leuten in die Augen stachen.

Diese Stöpsel standen Fräulein Frydenfants Herz und Pompadour sehr nahe. Und um dieser Stöpsel willen hatte die Frau Bürgermeister offenbar jenes Dokument erhalten, durch das ihr ein Zehntel des Nachlasses der alten Dame versprochen wurde.

Fräulein Frydenfant konnte ja nicht wissen, daß der Bürgermeister einen Freund in Kopenhagen hatte, der auf seinen Abendspaziergängen die Tröbeler Keller aufsuchte und auf Kosten des Bürgermeisters alte Stöpsel von nicht mehr existierenden Weinkaraffen aufkaufte. Die echten Stöpsel, die Familienerbstücke, die lagen in der Büfetttschublade und wurden nur bei den großen Gesellschaften auf die Karaffen gesetzt; Fräulein Frydenfant aber ging ja nie am Abend aus.

Einerlei wie, die silberne Kassel war verschwunden, und zwar nach einem Besuch des Fräuleins.

Das Dienstmädchen von Bürgermeisters hatte das Silberzeug gepuht, und der Bürgermeister hatte, als er durchs Zimmer kam, gesagt: „Vergessen Sie nicht, die Kassel zum Goldschmied zu bringen, damit er die Beulen herausklopft.“ Darum lag die Kassel auf dem Tisch.

Und nun war sie weg.

Der Bürgermeister tobte fürchterlich: „Das ist denn doch zu stark! Das nächste Mal stiehlt sie mir die Uhr aus der Tasche! Es wird ihr guttun, wenn wir ihr mal einen gehörigen Schreck einjagen! Wir drohen ihr einfach mit der Polizei.“

Und als die Frydenfant wieder die Bürgermeistertreppe hinaufschwebte, nichts Böses ahnend, gab ihr die Frau Bürgermeister zunächst einen zärtlichen Kuß und sagte, man habe sich so nach ihr geseht.

Wer wie das Fräulein nun so sah und den Marmeladen des Bürgermeisters fleißig zusprach, brach das Unwetter los. Ob Fräulein Frydenfant schon von dem schrecklichen Ereignis gehört habe? Man habe Hausdiebe, und nun solle die ganze Polizei der Stadt in Bewegung gesetzt werden, um den Dieb zu entdecken. Man habe sich sogar einen richtigen Kriminalbeamten aus Kopenhagen verschrieben. Und wenn das Gestohlene nicht bei den Dienstboten gefunden werde, dann müsse der Geheimpolizist Hausfuchung bei allen Freunden der Familie abhalten. — Es stehe ja eine hohe Strafe auf Diebstahl bei einem Bürgermeister, das wisse Fräulein Frydenfant wohl.

Die alte Dame wurde abwechselnd rot und blaß. Sie benahm sich ungefähr so, wie ein junges Mädchen, das einen Antrag be-

kommt. Und sie vergaß, den Löffel in das Wasserglas zu stellen, als sie fertiggegessen hatte. Sie hatte es auf einmal fürchtbar eilig.

Am folgenden Morgen lag vor der Haustür des Bürgermeisters ein Päckchen, das zierlich mit seidnen Schnüren umwickelt war, und auf dem Päckchen stand, mit den Blumenbuchstaben des Fräuleins, der Name des Hausherrn. Die Kasse lag darin.

Nach einer Woche aber längelte Fräulein Frydenfant zu Bürgermeisters und bat, die gnädige Frau zu sprechen. Ob sie nicht das Dokument einmal bekommen könne, sie wolle nur eine Kleinigkeit hinzufügen.

Das klang so nett, und man gab dem Fräulein das Dokument mit nach Hause. Bürgermeisters sah es nie wieder, und die Frydenfant schenkte nicht einmal dem Fensterspiegel bei Bürgermeisters den flüchtigsten Blick.

Neiz, in acht mußte man sich nehmen gegenüber der alten Dame. — — —

Fräulein Frydenfant lebte ihr Leben zu Ende, und wie niemand dann noch weiter leben kann, so starb auch sie genau an dem Tage, der ihr letzter war.

Sie starb an einem ganz leichten Herzschlag, der dadurch verursacht wurde, daß ihr eine Maus ins Gesicht sprang, als sie etwas auf ein Wandbrett sehen wollte.

Es wurde ein großes Begräbnis. Alle Familien, bei denen die Frydenfant verlehrt hatte, wetteiferten, ihr die letzte Ehre zu erweisen. Es wurden lange Girlanden und Kränze aus Immortellen und stromwundene Kreuze gebunden — die Kreuze waren etwas Neues, besonders Feines und Bemerkenswertes. Mit der Erbschaftsfrage wartete man lakvoll, bis das Begräbnis vorüber war.

Aber am Tage danach — — —

Fräulein Frydenfant hatte sich still und redlich von einer kleinen Jahresrente ernährt, die ihr ein längst verstorbener Bräutigam hinterlassen hatte. Ihr ganzes Vermögen bestand in einem allerdings überwältigend großen Lager von Diebesfahnen. Aber diesen Dingen hatte das selige Fräulein eine peinliche Sorgfalt zuteil werden lassen, die aller Ehren wert war. Ihr Schlafzimmer, das während der dreißig Jahre, die sie in dem Städtchen wohnte, niemand außer ihr selbst betreten hatte, war sozusagen gepflastert mit Kristallstöpseln. Seite an Seite lagen sie in langen, geraden Reihen, die eine Reihe dicht neben der anderen, nach Form und Qualität geordnet. Kein Museumsdirektor hätte die Stöpsel mit größerem Verständnis für ihre Schönheit und ihren Wert ordnen können. Es waren so viele, daß dem Fräulein nur ein ganz kleiner Pfad nach und von dem Bette blieb. Kein Stäubchen war auf diesen Stöpseln zu sehen, und in der Ecke am Ofen fand man eine Schachtel mit alten Lappen und eine Flasche mit Spiritus, so daß man nun auch wußte, wie die Frydenfant ihre Stöpsel so blank hielt.

Und das Silber? wird man fragen.

Ja, angenehm ist es nicht, den Toten etwas Schlechtes nachsagen zu müssen, und Fräulein Frydenfant war so ein liebes kleines Menschenkind, das allen das Beste gönnte. . . . Aber das Silberzeug packte sie in Seidenpapier und Watte und schickte es in die Residenzstadt Kopenhagen, wo es von einem Bösewicht von Antiquitätenhändler angekauft wurde. Der Mann hielt zwar seinen Mund, solange sie lebte; hinterher aber prahlte er nicht wenig mit den guten Geschäften, die er mit der alten Kärrin gemacht habe.

Nun ist nur noch zu erzählen, wie die Leute ein Wettrennen nach Fräulein Frydenfants Wohnung mit stöpselloser Karaffen und Plakons veranstalteten, um wenigstens etwas zu retten.

Und niemand schmückt Fräulein Frydenfants Grab.

Vom Naturforschertag.

Am Freitag hielt Prof. W. Nernst in Berlin einen Vortrag: „Zur neueren Entwicklung der Thermodynamik.“

Die sogenannte klassische Thermodynamik besteht aus dem ersten Hauptsatz oder auch Gesetz von der Erhaltung der Energie genannt, und dem zweiten, der die Umwandlung von Wärme in äußere Arbeit behandelt. Diese beiden Naturgesetze sind wohl die allgemeinsten, die wir überhaupt besitzen. Sie sind mit Erfolg in den verschiedensten und physikalischen Laboratorien und auch auf kosmische Erscheinungen angewendet worden und man bezweifelt wohl auch nicht, daß die Vorgänge in tierischen und pflanzlichen Organismen ihnen unterworfen sind. Im Gegensatz zu allen übrigen Naturgesetzen nimmt man ihre Gültigkeit als unbeschränkt an, alle übrigen Naturgesetze gelten nur für ideale Grenzfälle, die streng genommen in der Natur nicht vorkommen. Die beiden Hauptsätze der Thermodynamik werden also als Naturgesetze besonderer Art angesehen. Um so wichtiger erscheint die Frage, ob sie das Verhältnis der Wärme zu den anderen Energieformen bereits vollständig erschöpfen oder ob nicht noch neue Beziehungen vorhanden sind. Den älteren Thermodynamikern, wie Helmholtz und Lord Kelvin, waren zwei Gebiete vollständig fremd, die Erscheinungen der Radioaktivität und die neueren Untersuchungen über die spezi-

fische Wärme. Die Entdeckung des radioaktiven Zerfalls der Elemente hat uns mit Energiequellen von einer Mächtigkeit bekannt gemacht, von denen man früher keine Vorstellung hatte. Nimmt man an, daß alle Elemente des radioaktiven Zerfalls fähig sind, so kommt man zu dem Ergebnis, daß innerhalb der Atome aller Elemente Energievorräte aufgespeichert sind, im Vergleich zu denen der Wärmeinhalt, d. h. die kinetische Energie der Atome und die damit in Verbindung stehende potenzielle Energie wie auch etwaige chemische Energien verschwindend klein sind. Ein zweites auffallendes Moment bieten die radioaktiven Erscheinungen dem Thermodynamiker dadurch, daß sie nicht umkehrbar sind, nicht im entgegengesetzten Sinne verlaufen können. Deshalb steht ihnen der zweite Hauptsatz, der ja nur auf umkehrbare Prozesse anwendbar ist, zunächst machtlos gegenüber, wenigstens in bezug auf ihre quantitative Behandlung. Aber vielleicht können die Erscheinungen der Radioaktivität in eine andere wichtige Beziehung zu den Konsequenzen des zweiten Hauptsatzes gesetzt werden. Dieser führt bekanntlich in seiner Anwendung auf das Weltall zu der sehr fatalen Konsequenz, daß bei allen Naturvorgängen ein mehr oder minder großer Betrag von Arbeit sich in Wärme, d. h. also in degradierte Energie umsetzt, daß also alle Spannkraft, die noch Arbeit leisten könnten, allmählich verschwinden und somit allmählich alle sichtbare Bewegung im Weltall schließlich aufhören müßte. Wenn auch die in den Atomen aufgespeicherten Energiemengen durch die Erscheinungen des radioaktiven Zerfalls einen früher ungeahnten Zuwachs an Arbeitsfähigkeit im Universum bedeuten, so kann dadurch doch der sogenannte Wärmetod des Weltalls zwar hinausgeschoben, aber sein schließliches Eintreten nicht verhindert werden. Vielmehr wird der Degradation der Energie eine sich ebenfalls unausgesetzte abspielende Degradation der Materie an die Seite gesetzt, und so haben sich die Aussichten auf eine Götterdämmerung des Weltalls nur noch verdoppelt. Trotzdem scheint eine Rettung möglich, wenn wir einen dem radioaktiven Zerfall entgegenwirkenden Prozeß annehmen, indem wir uns vorstellen, daß zwar die Atome der Elemente sich im Laufe der Zeit vollständig in eine Ursubstanz auflösen, daß aber in dieser alle möglichen Konstellationen, selbst solche unwahrscheinlichster Art, vorkommen können, und daß auf diesem Wege ein Atom irgendeines Elementes von Zeit zu Zeit sich rückbildet. Dieser Vorgang braucht in der Tat nur ganz ungeheuer selten vorzukommen, wie aus der ganz ungeheuren Lebensdauer der gewöhnlichen chemischen Elemente hervorgeht und aus der ungeheuren Spärlichkeit folgt, mit der die Materie im Weltall verteilt ist. Man kann sagen, daß im Mittel etwa alle 100 Kilometer ein Wasserstoffatom von der Größe eines Stecknadelkopfs sich befindet. Daher besteht auch gar keine Aussicht, eine Umkehrung des radioaktiven Zerfalls experimentell herbeiführen zu können. Aber immerhin ist es von Interesse, darauf hinzuweisen, daß ein Aufhören alles Geschehens nicht mehr als unbedingte Konsequenz unserer gegenwärtigen Naturanschauungen hingestellt zu werden braucht. Wir müssen uns übrigens immer bewußt bleiben, daß unsere Erfahrungen zu unsicheren Resultaten führen müssen, wenn wir sie, die doch mit räumlich und zeitlich beschränkter Versuchsanordnungen gewonnen sind, auf Größenordnungen anwenden, wie sie bei kosmischen Problemen die Regel sind.

Was nun die zweite Reihe neuer Erfahrungen betrifft — das ist die spezifische Wärme, oder mit anderen Worten der Energieinhalt der Materie —, so wird entgegen den Forderungen der sogenannten kinetischen Theorie der Materie, aber im Einklang mit den Konsequenzen aus der Planckschen Strahlungstheorie die spezifische Wärme bereits vor Erreichung des absoluten Nullpunktes verschwindend klein. Es ist aus der Spektralanalyse seit langem bekannt, daß Gase, ganz besonders aber der Eisendampf, der wohl den Hauptbestandteil der Sonne bildet, bei sehr hohen Temperaturen ein kompliziertes Spektrum aufweisen. Es muß also umgekehrt bei hohen Temperaturen jede neue Schwingungsmöglichkeit im Atom, die ja durch das Kompliziertwerden des Spektrums bewiesen wird, einen Beitrag zur spezifischen Wärme liefern. Dadurch würde sich die langsame Abkühlung der Sonne erklären, die im Innern wohl Temperaturen hat, bei denen die spezifische Wärme bereits außerordentlich hohe Beiträge angenommen hat. Die chemischen Reaktionen sind häufig mit sehr großen Änderungen der chemischen Energie verbunden. Wie ist also die Affinität einer Reaktion mit der Wärmeentwicklung verbunden? Nach Berthelot strebt jede chemische Umwandlung, die sich ohne die Zwischenkunft einer fremden Energie vollzieht, nach Erzeugung des Stoffes oder des Systems von Stoffen, das die meiste Wärme entwickelt. Darnach wäre die Affinität einfach mit der Wärmeentwicklung zu identifizieren. Das ist aber keineswegs immer der Fall. Der zweite Hauptsatz ergibt vielmehr, daß dies nur richtig ist, wenn die Affinität von der Temperatur unabhängig ist. Die vielen Ausnahmen entgehen freilich auch Berthelot nicht, aber seine Regel trifft doch gar zu häufig zu, um absolut falsch zu sein. Es hat sich tatsächlich gezeigt, daß die Gesetzmäßigkeit, die immer wieder Berthelots Scharfsicht auf sich lenkte, Spezialfälle eines viel allgemeineren Satzes sind, in dem die Affinität bei tiefen Temperaturen schon vor dem absoluten Nullpunkt unabhängig von der Temperatur wird. Dieser neue Satz, der sich den beiden älteren Hauptsätzen der Wärmetheorie an die Seite stellt, führt zu einer großen Anzahl von Konsequenzen, die einer experimentellen Prüfung zugänglich sind und sich dabei stets bewährt haben. Die beiden älteren Sätze lassen sich auf die Erfahrung zurückführen, daß sich gewisse Vor-

richtungen trotz aller Bemühungen nicht realisieren lassen. Auch der neue Wärmesatz kann in seiner wahrscheinlich allgemeinsten Fassung ebenfalls durch die Unmöglichkeit gekennzeichnet werden, einen gewissen Effekt zu erzielen. Die nunmehr bekannten drei Wärmesätze lassen sich also etwa in folgende Thesen fassen: 1. Es ist unmöglich, eine Maschine zu bauen, die fortwährend Wärme oder äußere Arbeit aus nichts schafft. 2. Es ist unmöglich, eine Maschine zu konstruieren, die fortwährend die Wärme der Umgebung in äußere Arbeit verwandelt. 3. Es ist unmöglich, eine Vorrichtung zu erfinden, durch die ein Körper völlig der Wärme beraubt, d. h. bis zum absoluten Nullpunkt abgekühlt werden kann. Eine Schwierigkeit ergibt sich für die Anwendung des neuen Wärmesatzes bei Gasen, doch liegt hier wohl nicht eine Lücke in der Anwendung des neuen Wärmesatzes vor, sondern eine solche in unserer Anschauung über das Wesen des Gaszustandes bei sehr vielen Temperaturen.

Der Professor der Rechte Dr. E. H. Rosenfeld, Münster i. W., hielt vor der Abteilung für gerichtliche Medizin einen Vortrag über: „Die strafrechtliche Bedeutung der Sterilisation“. Es gibt bekanntlich zahlreiche Fälle, in denen sich dem Arzt die Frage aufdrängt, ob er einem Patienten männlichen oder weiblichen Geschlechts die Möglichkeit der Fortpflanzung durch einen Eingriff nehmen soll. Solche Fälle können sich bieten bei organischen Defekten, insbesondere bei Frauen infolge falscher Gestaltung der Gebärgorgane, bei chronischen Infektions- oder Vergiftungs-erkrankungen, bei Geisteskranken, Degenerierten und endlich bei unverbesserlichen Verbrechern. Die Sterilisation in diesem letzteren Falle als Mittel der Verbrechensbekämpfung ist aber eine Utopie. Sie kann nur als Mittel dienen, die allgemeine Keimverderbnis einzudämmen, als deren Symptom im Einzelfall eine verbrecherische Lebensführung erscheinen kann. Grundlegend scheiden sich zwei Gruppen von Fällen: die, in denen der Eingriff aus gesundheitlicher und die, in denen andere Gründe dafür sprechen. Bei der ersten Gruppe handelt der Arzt rechtmäßig, sofern er in Einklang mit den Regeln des ärztlichen Standes verfährt, die bis auf wenige Notfälle den Eingriff vor der Zustimmung des geschäftsfähigen Patienten oder des Vertreters eines geschäftsunfähigen Patienten abhängig machen. Sein Tun ist gerade so gedeckt wie eine Freiheitsberaubung durch den Strafvollzug, bei der zweiten Gruppe aber, bei der Sterilisation aus sozialen Gründen gibt es nach dem bestehenden Gesetz keine Deckung für den Arzt. Die Rechtmäßigkeit des körperlichen Eingriffs ist ausschließlich abhängig von der Kraft, die die Rechtsordnung der Einwilligung beilegt. Nach der herrschenden Meinung aber würde eine derartige Sterilisation trotz der Einwilligung als absichtliche schwere Körperverletzung zu bestrafen sein. Dieses Ergebnis, das aller Wahrscheinlichkeit nach auch beim Reichsgericht Billigung finden würde, auf das sich aber unsere Juridikatur bisher noch nicht festgelegt hat, ist indessen unannehmbar, denn es wäre die Beachtung sozialhygienischer oder rassenhygienischer Erwägungen geradezu als Verbrechen verboten. Auch die geltende Rechtsordnung muß aber Mittel und Wege besitzen, jenen hochstehenden und idealen Zielen gerecht zu werden. Freilich kann dem Einzelnen vom staatlichen Standpunkt aus nicht die ungehemmte Verfügungsfähigkeit über seine Leiblichkeit zugesprochen werden. Deshalb muß verlangt werden, daß bei der Sterilisation aus sozialen Gründen die staatlichen Behörden ein Wort mitsprechen.

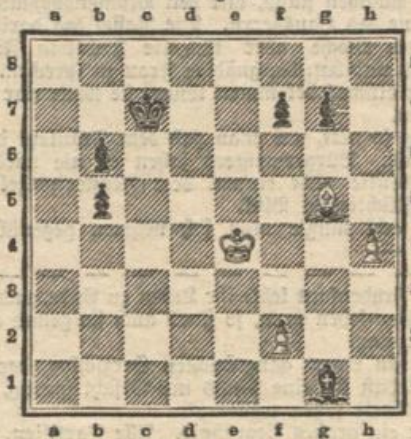
In der Abteilung für Hygiene hielt Dr. Meurer-Leipzig einen Vortrag über das Lobeck'sche Verfahren zur Herstellung einwandfreier Trinkmilch,

insbesondere solcher für Säuglinge. An der Hand zahlreicher Vorträge zeigte der Vortragende, daß bei dem neuen Verfahren gerade die dem Säugling so überaus schädlichen Darmbakterien, die auch zum größten Teile den sogenannten Sommerdarm bewirken, abgetötet werden. Trotzdem hat aber die ursprüngliche Milch absolut keine Veränderung erfahren, sondern zeigt noch sämtliche Eigenschaften der Rohmilch. Damit ist wiederum verbunden, daß Fett, Eiweißstoffe usw. unverändert bleiben und auch vor allem die in der Milch vorhandenen Salze. Bei allen bisherigen Verfahren erlitten diese Salze Umsetzungen, worauf wieder die so vielfach sich bildende Rachitis der Kinder zurückzuführen ist. Nachdem man schon seit Jahren die Vorteile der Rohmilch gegenüber der sterilisierten Milch erkannt hatte, war es äußerst interessant zu beobachten, daß nach dem neuen Verfahren die sogenannten biologischen Eigenschaften der Milch erhalten blieben, was experimentell nachgewiesen wurde. Diese geben dem Säugling gewisse Schutzstoffe, die für seinen Gesundheitszustand von größtem Werte sind. Bisher hatte man diese Fermente usw. nur in der nichtbehandelten Milch, in der aber natürlich andererseits wieder die unheimlichen Bakterien enthalten sind. Jetzt ist es nach dem neuen Verfahren möglich, den Kindern eine biologische Milch mit Fermenten zu verabreichen und zwar frei von gerade den dem jungen Körper so schädlichen Mikroorganismen. Das Verfahren wurde vor den Zuhörern mittels eines kleinen Apparates im Betriebe vorgeführt. Die Milch zeigte nicht die geringste Veränderung hinsichtlich des Geruches, des Geschmackes und der Farbe. Die Betriebskosten sind, wie der Vortragende mitteilte, äußerst gering, die Versuche für die Praxis sind bereits zum Abschluß gelangt.

Schach.

Unter Leitung von S. Alapin.

Selegneto.



Weiß zieht und macht Remis.

Lösung. 1. h5, Lx f2; 2. Lf6, gx f6; 3. h6, f5†; 4. Kd5, Le1; 5. h7, Lc3; 6. h8D, LxD Patt.

Der Schlußstand des Wilnaer Turniers ist: Rubinstein, Bernstein, Lewiski, Niemzowitsch, Flamberg, Medin, Löwenfisch, Freimann, Alapin, Salwe. Nachstehend die interessanteste Partie des Turniers:

Spanisch.

Löwenfisch. Flamberg.
1. e2-e4, e7-e5; 2. Sg1-f3, Sb8-c6.

3. Lf1-b5
Das leitende Motiv besteht in LxS nebst Sx65 nach betreffenden Vorbereitungen.

3. a7-a6

4. Lb5-a4! Sg8-f6
Ein Gegenangriff auf den Be4, der zur Wahrung des leitenden Motivs der Eröffnung zu decken ist.

5. Dd1-e2!

Der Gambitzug 5. 0-0 verleiht auf das erwähnte leitende Motiv zugunsten eines von der Eröffnung abwärts liegenden Angriffs 5. Sx64; 6. d4, der aber mit 6. b5; 7. Lb3, d5; 8. dxe5 (8. a4, Sxd4!) 8. Le6 (8. a4, Sa5), 9. Le7; 10. Sbd2, Sd5; 11. Le2, Lg4 (Laster) nebst event. Sd6 Ausgleich gestattet.

Der Zug 5. Sc3 ist nur eine Scheindeckung des Be4, wegen 5. Le7 und falls 6. LxS, dxe6; 7. Sxe5, so 7. Sx64; 8. Sx67 (Sc3 ist störend), 8. SxS; 9. SxD, SxD zc.

Eine solide Deckung ist 5. d3; jedoch kann dann Weiß den Damenbauer nach d4 nur unter Tempoverlust (d2-d3-d4) führen, was dem Gegner bequemen Ausgleich gestattet: 5. d6; 6. c3, g6; 7. Sbd2, Lg7; 8. d4, Ld7 zc.

Die Deckung durch den Textzug vermeidet die erwähnten Schwächen.

5. b7-b5

6. Le5; 6. LxS, dxe6; 7. Sxe5, Dd4; 8. Sd3, La7; 9. Sc3 zc. Oder 5. Le7; 6. c3 nebst d2-d4 ohne Tempoverlust. Der somit erzwungene Textzug verschafft dem Weißgen ein neues Angriffsobjekt auf b5.

6. La4-b3

Droht Sg5.

6. Lf8-c5

7. a2-a4 Ta8-b3

7. b4 scheitert an 8. LxTf7.

8. a4xb5 abxb5

9. Sb1-c3 0-0

10. d2-d3!

Nicht 10. Sxb5 wegen 10. d5!

11. Sc3, Lg4; 12. Lxd5, Sd4; 13. Dd3, SxL; 14. SxS (14. exd5, Lf5) 14. LxS; 15. gx f3, c6; 16. Sc3 (16. c3, Sb3) 16. Df6 zc. mit überwältigendem Angriff.

10. d7-d6

Besser 10. Sd4!; 11. SxS, exd4.

11. Le1-g5 Le8-g4

12. Sc3-d5 Sc6-d4

In unserer Schachspalte vom 11. Februar 1911 haben wir hier die Kombination 13. Lx f6, gx f6; 14. SxS, LxD; 15. Sc6 mit Rückgewinn der Dame veröffentlicht.

Diese Glosse machte die Runde in der Schachpresse gelegentlich der Karlsbader Partie Rubinstein-Leonhardt. Der letztere legte sich hierauf die Widerlegung: 13. Lx f6, Ta8! zurecht, mit der er Alapin in der Witsman überraschte. Bei der Veröffentlichung in Anshand brachte hierauf Alapin die nachstehende Verbesserung für Weiß, die in dieser Partie zur Anwendung kam.

13. Sf3xd4! Lg4xe2!

13. Ta8?; 14. Txd1 nebst Sx f6†.

14. Lg5x f6 Tb8-a8

14. gx f6; 15. Sc6 führt zur selben Stellung. Oder 14. Dd7; 15. Sf5! (droht Sd7† nebst Lxg7†)

15. Tfe8; 16. Lxg7, Te6;

17. KxL zc. mit Gewinnstellung.

15. Ke1xe2 Dd8-b8

16. Sd4-c6 Db8-b7

17. Lf6-g5

Wie hierher nach Angaben von Alapin.

17. Ta8xa1 Ta8xa1

18. Th1xa1 Kg8-h8

19. Sd5-e7 f7-f6

20. Lg5-e3 Le5xe3

21. f2xe3 g7-g6

21. Ta8?; 22. Ta7, Txd1;

23. Sd8 (droht Sf7†) nebst SxD.

22. Lb3-d5 Db7-b6

23. b2-b4

Die Partie ist nunmehr für Weiß leicht gewonnen. Der Rest ist Sache der Technik. Es folgte:

23. f6-f5

24. g2-g3, f5-f4; 25. gx f4, ex f4; 26. d4, fx e3; 27. Kxe3, Kg7; 28. Le6, Te8; 29. Ld7, Txs; 30. SxT, c5; 31. Sc6, ex d4†; 32. Sxd4, Kh6; 33. Lxb5, Dd8; 34. Le2, d5; 35. b5, De7; 36. Lf3, De5; 37. Td1, dx e4; 38. Lxe4, Kh5; 39. Tbl, Da3†; 40. Kd2, Dd6; 41. Kd3, Db6; 42. c4, Kg4; 43. Sc6, Kf4; 44. Tf1†, Kg4; 45. Tf3, Dc5; 46. h3†, Kh4; 47. Ld5, g5; 48. Se5, Dg1; 49. Sd7, Da7; 50. Tf7, h5; 51. b6, Da3†; 52. Ke4, Dxb3; 53. b7, Dg2†; 54. Ke5, Dg3†; 55. Kf6. Schwarz gab auf.